



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1930

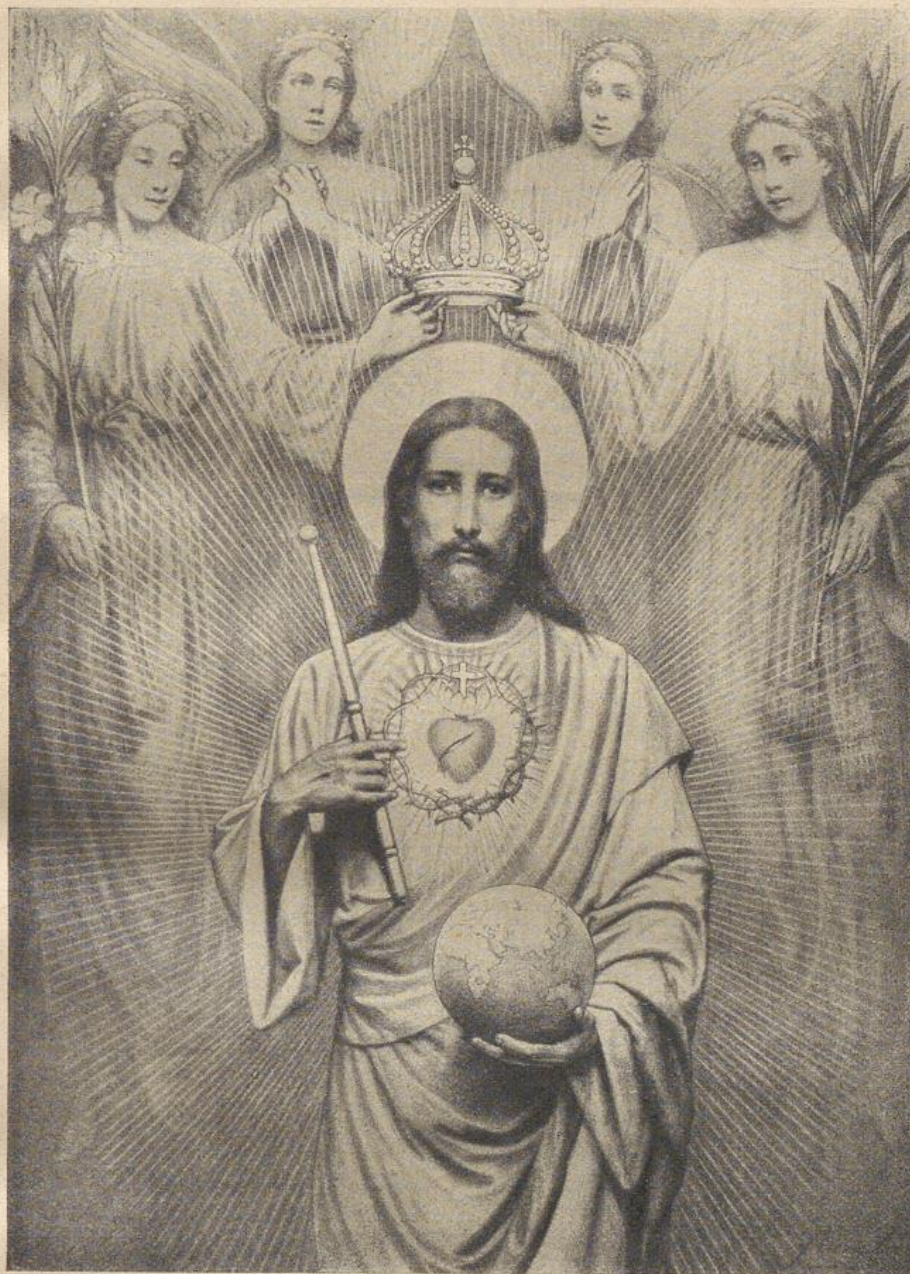
6 (1930)

Caritasblüten

Nr. 6

Juni

1930



BK

LOOTS

Ich werde die Häuser segnen, in denen das Bild
meines Herzens aufgestellt und verehrt wird.

Die Feier des Herz-Jesu-Freitages im Urwald

Seute möchte ich den lieben Lesern und Leserinnen unserer Caritasblüten einmal eine kleine Schilderung geben über die Feier des Herz-Jesu-Freitags drüben bei den Schlafkranken im Kongo-Gebiet. Mit inniger Liebe denkt der gläubige Christ an die Heilandsworte, die seine übergroße Liebe zu den Menschen ihn im Abendmahlsaale sprechen ließ: „Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt, dieses Mahl mit euch zu essen.“ Aber wie mächtig wird erst Herz und Gemüt davon ergriffen, wenn man diese Worte sich auch im Urwald an den armen Schlafkranken, die oft lebend schon in einen Zustand der Verwesung übergegangen sind, erfüllen sieht, wenn man mitten unter ihnen einer heiligen Messe beiwohnen darf. — Der Herr des Himmels und der Erde hat diese wunderbare Erbschaft allen Menschen, auch den Ärmsten der Armen, zugedacht, die, verbannt aus dem Kreise der Menschen, mitten im Urwald in einem Spital den Rest ihres Lebens zubringen müssen.

Zum Schutze gegen die wilden Tiere unterhalten die Kranken Tag und Nacht ihre Feuerchen. Es sind 30 und oft mehr solcher Kranken dort, die der Obforge eines Katecheten unterstehen, der auch zugleich für sie Wärter ist. — Die Krankenschwester von der naheliegenden Missionsstation geht täglich zu diesen Kranken und hat überall, besonders aber da, wo das Bewußtsein zeitweise zurückgekehrt ist, vollauf zu tun. — Ein Jubel durchzittert die Herzen dieser armen Leidenden, wenn der Herz-Jesu-Freitag sich nähert. Am Abend vorher werden die Kranken gewaschen und mit Palmöl eingerieben, wodurch sie sich neubelebt fühlen.

Beim Mondschein verläßt die Schwester mit einigen Mädchen die Mission. Mit einem Missionsboot, auf dem sie selbst die Ruder führt, durchqueren sie den Fluß; dann geht es morgens durch die mit Sonnenglanz überflutete Steppe, bis sie der gewaltige Urwald, der wie ein Verkünder der Größe und unfaßbaren Macht und Weisheit Gottes sich unserem Auge darstellt, gleich einer wonnigen Dase aufnimmt. Alle Arten Farnkräuter, viele Sorten Palmen, wie Fächer-, Busch- und Zierpalmen, verschiedene Gebilde von Moos, Schlingpflanzen, Bäume, deren Zweige die Erde berühren und dort anwachsend wieder einen neuen Urwald erstehen lassen, bilden ein fast undurchdringliches Dickicht. Des Schöpfers Hand hat alles in majestätischer Ordnung und Schönheit geschaffen, und der wohlthuende Duft und der tiefe Gottesfriede läßt die Reisenden die mühsame Wanderung vergessen und in Freude und Bewunderung aufatmen. Etwas später als die Schwester tritt auch der hochwürdige Missionar, begleitet von seinen Ministranten, den Weg zum

Urwald an. Ein freudiger Zug bewegt sich alsdann langsam ihm entgegen, die Schar seiner armen verbannten Schäflein. Mit Liebe ruht das Auge des Missionars auf seinen lieben Kranken, die mit ihren hohlen Stimmen in den verschiedensten Jubelrufen ihrer Freude Ausdruck geben.

Nun wird an einem dicken Baum ein Tisch aufgestellt, dessen Füße tief im Boden befestigt werden, und darauf bereitet die Schwester den Altar, auf dem in kurzem der Herr des Himmels und der Erde zur Freude und zum Troste dieser Armen das größte Wunder seiner Liebe wirken will.

Ein großer Teppich von Palmblättern liegt ausgebreitet vor dem Altar. Ringsum haben sich die armen Kranken gelagert, einer halb kniend, ein anderer liegend, wieder ein anderer auf seinen Nachbar gestützt, wie es eben die Kräfte der einzelnen erlauben. — Wenn alle das heilige Sakrament der Buße empfangen haben, beginnt die heilige Messe. Alle folgen mit großer Andacht und Aufmerksamkeit. Kristallklar wölbt sich der Himmel über dem Urwald, dessen tiefes Blau wie das freundliche Auge Gottes herniederschaut. — Beim Eingang singt die Schwester mit den Mädchen „Hier liegt vor deiner Majestät“, und die gesiederten Sänger rings in den Bäumen begleiten sie mit ihren Melodien. Bei der Opferung klingt es besonders innig: „Nimm an, o Herr, die Gaben.“ Nun rückt der Augenblick der heiligen Wandlung immer näher. Da läutet silberhell das Glöcklein, die hochheiligen Wandlungsworte werden leise geflüstert... und der Herr Himmels und der Erde, der Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, steigt hernieder auf den ärmlichen Altar... mitten im Urwald. In stiller Anbetung liegen alle auf den Knien. Eine heilige Ruhe ringsumher! An den nächsten Bäumen wiegen sich die Affen wie mit tiefen Verneigungen auf und ab, als wären auch sie verständnisvolle Zeugen des größten aller Wunder, das sich soeben tief im Urwald vollzogen hat. — Selbst das Laub an den Stauden scheint diesen hohen Augenblick nicht ohne Ehrenbezeugung vorübergehen zu lassen und weht mit leisem Säufeln den Teilnehmern Kühlung zu. Wieder beginnen die Sänger mit Innigkeit: „Jesus, Jesus, komm zu mir; o, wie sehn ich mich nach dir.“ Die Schwester spricht alsdann die Gebete zur näheren Vorbereitung auf die heilige Kommunion und fügt hinzu: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Und die ewige Liebe, die gesagt: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“, kehrt ein in die Herzen dieser armen Verbannten, um sie wirklich zu erquicken, zu trösten und für neue Leiden zu stärken. Ihr Sehnen ist gestillt, in seliger Freude über die unendliche Güte ihres verborgenen Gottes verrichten die Kranken ihre Danksagung, die sie mit einer innigen Hingabe verbinden

auf. Sie opfern dem göttlichen Gaste ihre leeren, schläfrigen Herzen auf, ihr Leben, ihre langwierigen Leiden, ja ihr ganzes Elend. Der Schlaf verzehrt fast ihre ganze Kraft, die Andacht zu bewahren,



Vorbereitungsarbeiten für die Fronleichnamts-Prozession

denn mit dem Höhersteigen der Sonne kommt auch die große Schlassucht wieder über sie, der sie kaum widerstehen können.

Nach der heiligen Messe richtet der gute Pater Missionar

noch manch erhebendes und kerniges Wort an seine armen Kinder. „Seht, wie freundschaftlich der liebe Gott mit euch verkehrt, wie eine gute Mutter ihre Kinder besucht, kommt er, Gott selbst, zu euch mitten in den Urwald. Er, der Allgütige, will euch helfen und bald in sein Reich aufnehmen und da vollkommen glücklich machen. O wie kurz sind diese Tage der Leiden, bald sind sie vorüber, und es wartet auf euch der ewig schöne Himmel.“ So und ähnlich ermuntert der gute Pater Missionar seine armen Schäflein. Noch ein schönes Herz-Jesu-Lied, und der Herz-Jesu-Freitag im Urwald bei den armen Schlafkranken ist vorüber. Freude und Glück strahlt aus aller Augen. Alsdann bereiten wir den Kranken noch ein frugales Mahl, an dem sich alle erquicken. — Am Nachmittag muß der hochwürdige Pater Missionar wieder seine armen Schäflein verlassen, sie bis zum nächsten Herz-Jesu-Freitag der Gnade Gottes überlassend.



Unter dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu lebt und stirbt sich's gut

In Tirol, an einem steilen Bergrücken, hängt, fast wie ein Schwalbennest angeklebt, ein kleines Häuschen. In demselben hat ein armer Holzhauer sein Heim aufgeschlagen. Der Verdienst ist knapp, aber die Familie leidet doch keine Not; mit Geduld und Gottvertrauen geht ja alles auf der Welt.

Vor nicht gar langer Zeit war es einem ihrer Kinder, dem kleinen Friedrich, vergönnt gewesen, zum ersten Male mit dem Herzen des Heilandes in der heiligen Kommunion sich zu vereinigen. Als teures Andenken an diese Stunde hatte er ein hübsches Herz-Jesu-Bild zum Geschenke erhalten, das er über seinem Bettlein in der Kammer aufhängte. Aber gerade dieses Bild war die größte Kostbarkeit des Kleinen. In der Schule lernte Friedrich sehr gut, und namentlich in den Religionsstunden zeigte er die größte Aufmerksamkeit. Man sah es an dem stillen bescheidenen Benehmen und an dem religiösen Eifer Friedrichs, daß er den göttlichen Heiland liebte. Um den Katechismus ja gut zu lernen, ließ er sich täglich recht frühzeitig wecken. Bei der heiligen Messe, überhaupt beim Gottesdienste, hatte er immer sein Gebetbüchlein. Seiner Frömmigkeit genügte es nicht, bloß an den von der Schule angefertigten Tagen die heiligen Sakramente zu empfangen; man sah ihn auch sonst öfters an der Seite seines Vaters zur heiligen Kommunion gehen.

Der Seelsorger hegte freudige Hoffnung für die Zukunft eines so edlen Kindes; Friedrich schien wegen seines Eifers und reinen Sinnes zum Studium und zum Priesterstande berufen. Doch der Herr fand unsern kleinen Herz-Jesu-Berehrer reif für das Paradies. Ein anscheinend nicht gefährliches Unwohlsein verschlimmerte sich in wenigen Tagen so sehr, daß man den Priester rief. Den Schmerz der Eltern kann man sich denken. Nur der kleine Kranke blieb gefaßt. Er ließ sich sein liebes Herz-Jesu-Bild ans Krankenbett in die Wohnstube bringen; der Blick auf dasselbe gab ihm Trost und Ruhe.

Da man den Zustand des Knaben noch nicht für gefährlich hielt, nahm der Pfarrer nur das heilige Krankenöl mit. Nach einer Schneewanderung von einer Stunde war die Heimat des Kranken erreicht. Der Knabe erholte sich bei der Ankunft des Pfarrers, beichtete von seinem ärmlichen Krankenlager aus mit voller Klarheit des Geistes, empfing die heilige Ölung und den Sterbesegen. Obwohl die Schmerzen der Krankheit — Halsleiden und Sichtanfalle — bisweilen bedeutend waren, kam nie ein Laut der Klage über die Lippen des Dulders: immer wieder blickte er zum Bilde des göttlichen Herzens Jesu auf. Die Krankheit ließ keineswegs den nahen Tod vermuten, und so machte sich der Pfarrer nach einer Stunde daran, heimzugehen, mit dem Bemerken, am frühen Morgen bringe er den göttlichen Heiland. Allein ein neuer, heftiger Sichtanfall Friedrichs hielt ihn am Krankenlager zurück. Man zündete die Sterbekerze an; der kleine Dulder antwortete noch auf die Gebete, die ihm vorgesprochen wurden. Etwa eine Viertelstunde lang dauerte der Todeskampf. Die Mutter hielt das Herz-Jesu-Bild ihrem Kinde vor die Augen, bis diese endlich im Tode erlöschten.

Rührend war es auch, wie Vater und Mutter und die älteste Schwester des Heimgegangenen die laut weinenden Geschwister desselben zum Gebete mahnten und in kräftigen Worten erinnerten, daß auf ein gutes Leben ein seliges Sterben, und auf ein seliges Sterben ein fröhliches Erwachen im Himmel folge.

Das ist das Leben und Sterben eines Herz-Jesu-Kindes, in seiner Einfachheit und Rindlichkeit, rührend und trostvoll zugleich. O welch herrliche Paradiesfrüchte reifen noch dort, wo die Erzieher der Jugend es verstehen, die ihnen anvertrauten Seelen zum Heilandsherzen zu führen!

K

Willst bequem du reicher sein,
Wurf nicht nach dem Glück die Angel —
Schränke deine Wünsche ein,
Und von selbst nimmst ab dein Mangel.

Wenn der Häuptling krank ist

Schw. Felizitas, Kombo

Fa, das ist gar nicht so einfach, wenn der Häuptling krank ist. Wer sich davon ein richtiges Bild machen will, müßte schon einmal Augenzeuge sein von diesem wichtigen Ereignis. Da das aber sozusagen unmöglich ist, so will ich versuchen, diesen hochwichtigen Akt, der übrigens nicht sehr selten ist, zu schildern. Ich muß aber hier vorausschicken, daß diese Krankheiten keine eigentlichen Krankheiten sind, sondern meist hat er etwas zuviel gegessen oder getrunken; und tut hier eine Portion Bittersalz prächtige Dienste.

Unser Häuptling ist noch ein rüstiger Mann in den fünfziger Jahren. Er geht ganz europäisch gekleidet, liest und schreibt gut, ist gewandt im Sprechen und kann sich sehr gut benehmen. Im übrigen ist er aber genau so abergläubisch und beschränkt wie alle andern, und fürchtet sich ganz besonders vor dem Sterben. Er ist noch Heide und hat acht Frauen. Obwohl gut unterrichtet in der Religion, kann er sich doch nicht entschließen, seine übrigen Frauen zu entlassen und ein christliches Leben zu führen. Aber sterben will er nicht als Heide, nein, da will er schon vorher getauft werden. Fühlt er sich nun einmal unpäßlich, so denkt er sofort, es könnte schief gehen. Die Angst macht ihn dann kränker als er ist. Sofort ist der ganze „Hoffstaat“ alarmiert, und einer von den Prinzen oder von den Prinzessinnen oder sonst ein Kammerherr oder eine Hofdame wird auf die nahe Mission geschickt, um angsterfüllten Blickes zu melden: „Der Häuptling ist krank, die Schwester soll gleich kommen.“ Da der Krankheit meist eine Schachpartie oder sonst ein Festgelage vorausging, so weiß unsere Krankenschwester schon, was sie mitzunehmen hat: 1. Die unvermeidliche Dosis Bittersalz und 2. den Thermometer; dieses Instrument darf nicht fehlen, da sie meinen, man könne so ziemlich alles davon ablesen. Kommt die Schwester dann in die Nähe des „Königschlosses“, so kann sie sich kaum eines Lächelns erwehren. In zwei langen, schnurgeraden Reihen sitzen die Räte, wollen wir einmal sagen, die „Mitglieder des Landtages“, am Boden, in Wolldecken eingehüllt, und wiegen ihre klugen Häupter hin und her, leise den ernstesten Fall besprechend. Hat sie dann die Reihe durchschritten und ist sie in den vielen Vorhöfen, die so eine Häuptlingshütte umgeben, angekommen, so wird das Bild noch interessanter. Hier stehen oder kauern die intimen Hofräte, wenn man sie so nennen will. Dann kommt der eigentliche Hoffstaat. Prinzen und Prinzessinnen in allen Sorten und Größen, Hofdamen und Kammerherren, Köche und Leibdiener, alles steht und sitzt und läuft durcheinander. Doch alles ist nun mäuschenstill; nichts ist zu hören von dem gewohnten Lärm.

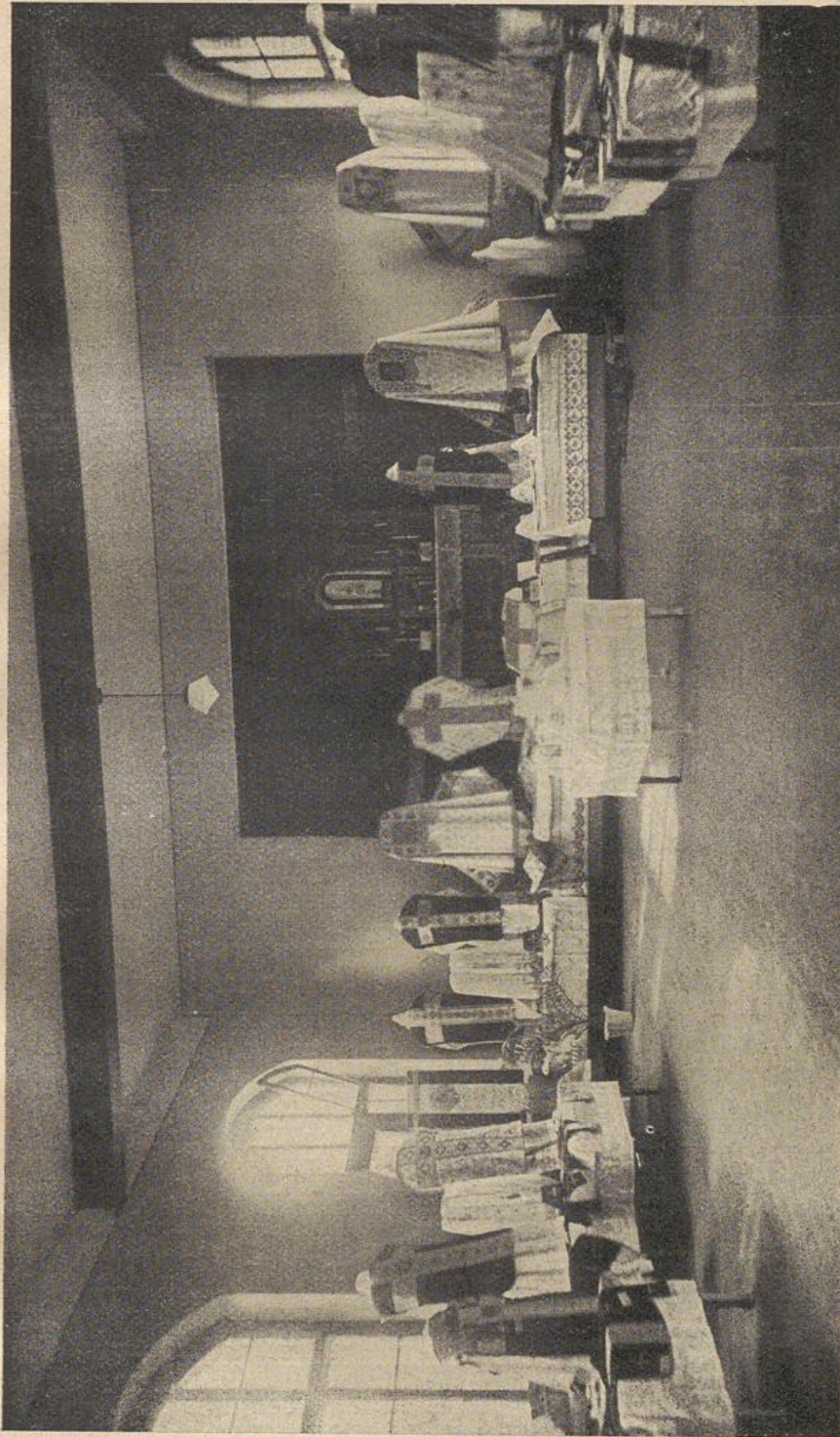
Jetzt tritt die Schwester über die Schwelle des Krankenzimmers. Konnte sie sich zuerst kaum des Lächelns erwehren, hier muß sie sich auf die Zunge beißen, um ernst zu bleiben. Auf einer Holzbettstelle, die ganz ausgelegt ist von allerlei Ziegen- und Kuhhäuten liegt der kranke Häuptling. Am Kopfende der Bretter hockt die Königin, das Lieblingsweib, und hat den Kopf des kranken Königs auf den Schoß. Vor dem Bette ist eine Matte ausgebreitet und darauf steht, ziemlich vorn, daß man den Wohlstand doch ja bemerkt, ein nagelneues Gefäß. Den noch übrigen Raum nehmen die Minister, der Kronprinz und einige Lieblingsprinzessinnen ein. Alle stumm vor Schmerz.

Ehrfürchtig macht man der Schwester Platz; mit mattem Augenaufschlag begrüßt sie der Kranke. Sprechen kann er natürlich nicht. Das ist auch gar nicht nötig, die andern wissen ja viel besser, was ihm fehlt. Der „Staatssekretär“ ergreift nun das Wort und erklärt der Schwester mit den dazu gehörigen Gesten lang und breit den Verlauf der Krankheit.

Also, die Krankheit habe am Kopf angefangen, sei dann in den Rücken gezogen, von da aus über die Achsel in die Brust gekommen und zuletzt in den Leib hinuntergefallen, und jetzt müsse er alles erbrechen. Mit dem Finger beschreibt er dabei exakt die Linie auf dem Körper des Kranken. Eigentlich eine ganz natürlich richtige Reihenfolge. Bei Überladung des Magens oder bei dem in den Tropen so häufigen Gallenfieber fängt es mit Kopf- und Rückenschmerzen an, und Leibweh und Brechreiz stellen sich auch ein. Nur die Art und Weise, wie die Leute das ausdrücken, ist so drollig.

Nachdem nun die Schwester mit viel Geduld den Krankheitsverlauf angehört hat, kommen zwei wichtige Momente: 1. Der Puls wird gefühlt, und 2. das Thermometer wird eingelegt. Atemlos warten alle, solange die Schwester dieses außerordentliche Ding unter dem Arm festhält. Was wird da wohl alles herausgemessen werden, Tod oder Leben? Nein, diese Europäer die haben doch einen Verstand, so einen Krankheitsmesser zu erfinden. Solche und ähnliche Gedanken lassen sich mühelos von den Gesichtern ablesen. Die Spannung steigt mit jeder Sekunde. Endlich wird das vielbestaunte Instrument hervorgezogen. Aller Blicke sind auf die Schwester gerichtet. Sogar der Kranke sucht in ihren Zügen zu erforschen, ob die Krankheit zum Sterben sei oder nicht.

Natürlich sagt die Schwester nun einige beruhigende Worte und versichert, daß der Häuptling in einigen Tagen ganz bestimmt wieder gesund sei; und alle atmen erleichtert auf. Dem Kranken selbst wird es bei diesen Worten auch schon gleich etwas besser, und willig schluckt er das Bittersalz.



Missionsausstellung in Dülken, April 1930

Am Nachmittag muß man natürlich nochmals nachschauen, und am nächsten Tag ist er meist schon wieder gut.

Der Schrecken verwandelt sich nun in Freuden, und es kann vorkommen, daß bei dem Freudenmahle, das daraufhin gehalten wird, auch wieder ein Rückschlag der Krankheit eintritt, nämlich, wenn er nochmals des Guten zuviel tut.

K

In letzter Stunde

Gin heißer Samstag, aber ein Freudentag für mich. Eben war ich im Begriff, einen Heiratskandidaten zu unterrichten, als der Pater Missionar zu mir kam mit der Nachricht, es seien zwei Bittsteller gekommen, die Krankenbesuche wünschten. Da nur einer der Patres zu Hause war und auch dieser im Begriffe stand, auf eine Außenstation zu gehen zum Sonntags-Gottesdienst, und Pater Rektor ebenfalls draußen war und nicht vor halb drei Uhr zurück sein konnte, so bot ich mich an, den einen Kranken, einen etwa 25jährigen heidnischen Burschen, besuchen und taufen zu dürfen, falls er es verlange und in Gefahr sei. Mit Freuden sagte der Missionar zu, und so machte ich mich reisefertig. Nach einer Viertelstunde bestieg ich meinen Gaul und ritt in Begleitung des Mädchens, das gekommen war, den Missionar zu rufen, und einem meiner Schulkinder hinaus in die Berge, Freude und frohe Hoffnung im Herzen, die erste Taufe spenden zu dürfen.

Ein schweres Gewitter schien hereinzubrechen; die Blitze zuckten, der Donner krachte. — Wir empfahlen uns dem heiligen Schutzengel und ritten mutig weiter, bald bergauf, bergab, dann wieder ging es durch einen Fluß. Die Zeit verstrich mir zu langsam, der Weg schien mir so weit, sehr weit, denn ich fürchtete, der Kranke könne sterben ohne die heilige Taufe. Nach etwa 2½stündigem Ritt, etwa gegen 3 Uhr nachmittags, erreichten wir die Hütte des Kranken. Ich trat in dieselbe mit dem Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Kranke lag auf einer Matte am Boden. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden und munterte ihn auf zum Gottvertrauen. Auf meine Frage: „Du glaubst an Gott?“, antwortete er: „Ngiyakolua“ — ich glaube. „Glaubst Du an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, der für uns litt und starb?“ Mit großer Anstrengung sprach er wieder: „Ich glaube.“ „Willst Du ein Gotteskind werden und die heilige Taufe empfangen?“ „Ngiyatanda“ — ich möchte es. Er versprach mir, zu lernen, falls er wieder gesund werde. Ich betete

ihm vor, erweckte mit ihm Reue und Leid, sprach ihm von der Barmherzigkeit Gottes usw.; dann nahm ich das mitgebrachte Taufwasser und taufte ihn auf den Namen „Franziskus“.

Ich weiß nicht, wer glücklicher war, der Getaufte oder ich. Nach der Taufe betete ich mit ihm und dankte Gott für die große Gnade, die er ihm erwies. Dann bat ich auch die Angehörigen, wovon die meisten, besonders auch die Mütter,



noch Heiden waren, sie möchten doch der Gnade nicht widerstehen und sich in der christlichen Religion unterrichten lassen. Das versprachen sie auch, aber die Ausführung steht dann natürlich immer noch in Frage. Alle begleiteten mich bis zur Türe und sprachen ihren Dank aus.

Ich besuchte auch den nächsten Kraal und hielt mich da ungefähr zehn Minuten auf. Als ich wieder mein Pferdchen bestieg und den Heimweg antreten wollte, hörte ich die Mutter des Neugetauften nach heidnischer Art lamentieren, so wie es

die Heiden beim Tode ihrer Angehörigen zu tun pflegen. Ich schickte das Schulkind, das bei mir war, nachzusehen, und es kam zurück mit der Nachricht: „Franziskus ist gestorben.“ Mir kamen die Freudentränen, und ich sandte ein inniges Dankgebet zu Gott dem Barmherzigen, der jenen Kranken noch in letzter Stunde gerufen.

Wäre ich eine Viertelstunde später gekommen, hätte ich den Kranken nicht mehr lebend angetroffen. Auf dem Heimwege dachte ich nur an das Glück, das dem neugetauften Franziskus, aber auch mir zuteil geworden.

Ach, wie viele Arme gibt es noch im Weinberg des Herrn. Helft uns, liebe Leser, durch Gebet und Opfer!

Schw. Innoncentia.

5

Heiteres aus der Missionschule

Sch blättere in meinem alten Tagebuch, wo so manche Missionserinnerungen aufgezeichnet sind, da fällt mir ein altes, vergilbtes Blatt von 1910 in die Hände: Sterne, Blumen und Kinderaugen sind ein Stück vom verlorenen Paradies; weiß oder schwarz, ein Kind ist ein Kind; und ich habe nichts lieber als ein Kind. Diese Kleinen kamen mir vor wie die Blumen der Menschheit.

Ich lese weiter in meinem Tagebuch und ich sehe, daß manch Heiteres darin verzeichnet ist. Die Leser haben ja gerne etwas Erfreuliches. Ein Philosoph sagt schon: „Das Leben soll wohl süß sein, aber der Mensch vergißt das und salzt und salzt, bis es versalzen ist.“ So wollen wir es nicht machen, und um uns aufzuheitern, gehen wir einmal in die afrikanische Kinderstube und in die Schule der Kleinen.

Mit besonderer Vorliebe gebe ich der ersten Jugend Katechismus und Biblische Geschichte. Gewöhnlich sitzen die kleinen Puten so ganz ernst vor mir — so heißt es in meinem Tagebuch — und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit. Sobald ich aber zu fragen und abzuhören beginne, dann erlebe ich natürlich manche Überraschung, besonders bei den Allerkleinsten. So erzählte ich einmal ausführlich über das Paradies von Adam und Eva, und von der bösen Schlange, die sie zur Sünde verleitete. „Was haben denn Adam und Eva getan?“ fragte ich den kleinen dicken Sebastian, der mit besonderer Spannung gelauscht hat. Seine Antwort war schnell fertig: „Sie haben zusammen Äpfel gegessen; Eva hat viel mehr gegessen und sehr schnell, dem Adam hat sie nur einen einzigen gegeben. So

132

macht es mein Schwesterchen auch, wenn sie schöne Waldbeeren findet."

"Was weißt Du von Eva zu erzählen?" fragte ich die achtjährige Euphrosine. Diese antwortete, während in ihren großen schwarzen Augen eine tiefe Entrüstung zu lesen war: „Eva ist sehr neugierig gewesen und naschhaft, und sie hat von den Äpfeln genascht.“

Der kleine Emil jedoch, ein fröhlicher Kauz, stellte selbst Fragen: „Warum ist die Eva nicht weggelaufen vor der Schlange? Alle Frauen und Mädchen laufen doch gleich weg, wenn sie eine Schlange sehen und sind sehr bang vor ihr.“

Eines Tages fand ich ein halbes Duzend meiner kleinen Schwarzen am Bach. Sie waren so beschäftigt, Lehm herbeizuschleppen und zu kneten, daß sie nicht merkten, daß ich bei ihnen stand. Da sie sich sehr schmutzig machten, fragte ich etwas ernst: „Was macht Ihr doch hier?“ Aber die Jungens ließen sich in ihrer Tätigkeit durchaus nicht stören; sie kneteten fleißig weiter und sprachen: „Wir spielen unsern Herrgott und machen aus Erde und Lehm Tiere und Menschen.“ Das gab mir Anleitung, um in der folgenden Katechismusstunde zu fragen, was Gott geschaffen hat. Nun begann es. Mit strahlenden Augen zählten sie alles auf: Sonne, Mond, Sterne, Wasser, Feuer, Kräuter, Bäume und viel Tiere; besonders wurden der Ochs, die Kuh und die Schlange sehr oft genannt. Von den Schlangen wußten sie so viele Sorten, daß kein Ende kam. Alle möglichen Tiere kamen an die Reihe, nur die Vögel wurden vergessen. Um ihnen zu helfen, sagte ich: „Da ist doch noch ein Tierchen, und da sind noch sehr viele davon auf der Welt; es ist so frisch und fröhlich und bewegt sich so rasch; in einem Nu ist es hier und dann da. Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als schon drei Jungens zugleich den schwarzen Finger in die Höhe streckten und riefen: „Der Floh, der Floh!“ Später stellte ich die Frage umgekehrt, das will heißen, ich nannte das eine oder andere Ding und fragte dann: „Wer hat das gemacht?“ Die Antwort war: „Unser lieber Herr!“ Nun wollte ich den kleinen dicken Ivo auf die Probe stellen: „Aber wer hat denn unsern lieben Herrn gemacht?“ Der kleine Schalk dachte einen Augenblick nach, und dann kam es ganz zögernd heraus: „Die Weißen.“ „So?“ fragte ich verwundert. „Ja,“ fuhr der Kleine ganz gutmütig fort, „weil Ihr Weißen alles wißt und alles kennt; nur der Tod kann Euch etwas anhaben, sagt mein Vater immer, wenn er beim Bier sitzt und die Männer am Schwätzen sind.“

Nun wandte ich mich zu meinem Nachbar Joseph und fragte ihn, ob denn Ivo Recht hat. Er antwortete: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr schlau; sie können Eisenbahnen machen und Schiffe, die können auf zwei Rädern fahren und noch mehr

so wunderbare Dinge; aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht. Von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn lieber abschaffen!" Ganz unrecht hatte unser kleiner schwarzer Philosoph wohl nicht.

Zum Schlusse holte ich noch ein paar Früchte herbei, schöne goldgelbe Apfelsinen; wir hatten noch viele in diesem Jahr, und ich ging damit ein wenig ans Rechnen. Der kleine Marianus schaute mich so erwartungsvoll an, daß ich ihn zuerst aufrief: „Sag einmal, Freundchen, wenn ich Dir diese zwei Apfelsinen gebe,“ — ich legte sie vor ihm hin — „wieviel Früchte hast Du dann?“ „D,“ rief er vergnügt aus, „dann habe ich genug“, und steckte sie schnell in seine Tasche. Die Großen lachten und sagten: „Der kann nicht einmal bis zwei zählen.“ Ich dachte: „Wie selig, ein Kind noch zu sein!“ Froh und heiter stürmte das kleine Völkchen dann dem Spielplatz zu.

Schw. Engelberta.

2

Meine Ferien-Erfahrungen

Aufsatz einer afrikanischen Schülerin in Mariannhill

Einleitung: Wie man die Ferien nützlich zubringen kann.

Inhalt: Meine Erfahrungen:

a) Wie die Karwoche geehrt wurde.

b) Wie andere einem eine Freude bereiten können.

Schluß: Der Gewinn, den ich aus meinen Osterferien gezogen habe.

Ferien sind immer von großem Nutzen, besonders für studierende Menschen. Der Geist kommt ein wenig zur Ruhe und ist darum fähig, das Studium nach den Ferien wieder mit frischem Mute aufzunehmen. Während der Ferien macht man manchmal interessante Erfahrungen. So ging es auch mir während der Osterferien. Sehr hat mich die Tatsache ergriffen, wie die Karwoche hier geehrt wurde.

Am Gründonnerstag wurden wir erinnert an die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes. Der hochwürdigste Herr Bischof zelebrierte ein feierliches Pontifikalamt. O, es war so wehmütig, zu sehen, wie das allerheiligste Sakrament am Schluß desselben vom Hauptaltar fortgetragen wurde, um eine bescheidenere Wohnung auf einem Nebenaltar aufzuschlagen. Nach dem „Gloria in excelsis Deo“ wurde es plötzlich still in der Kirche, und während des ganzen Tages verstummte das Glockengeläut.

Am Karfreitag wurden wir an den göttlichen Heiland, der für uns am Kreuze starb, erinnert. Die zerstörte heilige Messe

wurde wiederum durch den hochw. Herrn Bischof Fleischer zelebriert. All die Gebete, besonders der heilige Kreuzweg, erinnerte uns an den Tod des lieben Heilandes. Es tat mir herzlich leid, daß der gute Jesus um meiner Sünden wegen soviel erdulden mußte.

Am Karfreitag genossen wir schon die Osterfreuden des hochheiligen Osterfestes. Ein feierliches Levitenamt wurde gesungen. Während dem Gloria mischte sich wieder jubelnder Orgelklang mit freudigem Glockengeläute.

Der hochheilige Ostertag erinnerte uns voll und ganz an die glorreiche Auferstehung des göttlichen Heilandes. In das jubelnde „Alleluja“, welches der hochw. Herr Bischof dem Volke verkündete, fiel der Chor freudig ein. In dieser freudigen Osterstimmung brachten wir auch die übrige Zeit des Ostertages zu.

Am Abend des Ostermontags veranstalteten wir eine kleine Unterhaltung zu Ehren der ehrw. Mutter Paula, Generaloberin der Missionschwestern vom kostbaren Blut, die augenblicklich ihre Missionsniederlassungen in Afrika besucht. Alle Studenten waren in der Aula versammelt, um die ehrw. Mutter mit Spiel und Gesang zu erfreuen. Die Schlußworte der ehrw. Mutter bewiesen uns, daß sie mit unseren Leistungen sehr zufrieden war.

Während der Ferien war ich wirklich sehr glücklich, besonders während der Karwoche. Um den leidenden Heiland zu trösten, habe ich mein Bestes getan, um andern Liebedienste zu erweisen. So konnte ich fröhliche Ostern feiern.

Sind dieses nicht erhebende Gedanken, gepflegt in einem protestantischen Kinderherzen?

2

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe

(Schluß.)

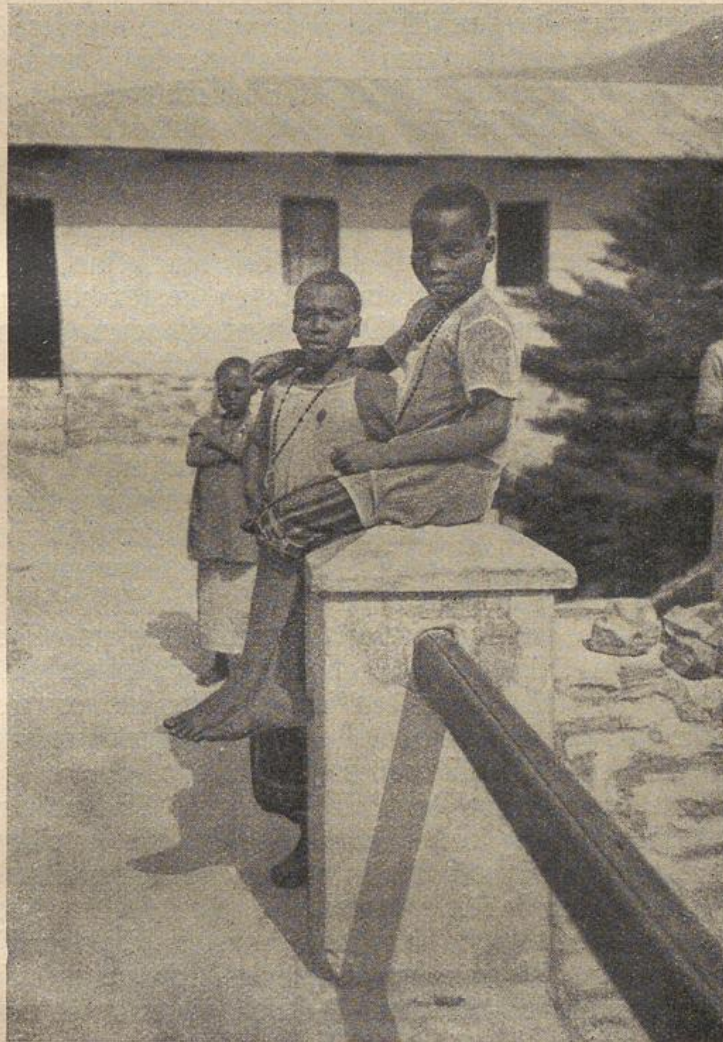
Mun wurde Mobekas Eifer noch größer. Zu ihrer Freude wurde sie zu den Kindern gebracht, mit denen sie dem gemeinschaftlichen Unterrichte beiwohnte und Haus- und Gartenarbeiten verrichtete. Es waren Kinder von den verschiedensten Altersstufen, meist Waisen, deren Eltern im Kriege getötet worden waren. Da gab es Kleine von einigen Monaten an und größere bis zu sechs Jahren, die unter der Aufsicht einer eigenen Schwester standen. Dann war da eine andere Abteilung, die Sechsbis Zwölfjährigen, welche täglich einige Stunden Schulunterricht hatten und die übrige Zeit hindurch mit kleineren Handarbeiten beschäftigt wurden; endlich kamen die erwachsenen Mädchen, zu denen auch Mobeka gehörte. Diese wurden ab-

wechselnd, wochenweise im Garten, in der Küche, in der Näherei, oder bei der Wäsche beschäftigt. Mobeka ging mit einer Freudigkeit an die Arbeit, die Bewunderung hervorrief.

Die Pockenkrankheit brach nun auch in der Nähe von Bamausia aus, und die Krankenschwester hatte in ihrem Hospital immer mehr zu pflegen, so daß sie die Arbeit allein nicht mehr bewältigen konnte. Sie beschloß, eines der älteren Mädchen zur Hilfe zu nehmen, und zwar eine, welche diese Krankheit früher schon gehabt hatte, weil eine solche sich vor neuer Ansteckung nicht zu fürchten brauchte. Aber dieses Liebeswerk sollte ein freiwilliges sein. Sie fragte eines Tages die älteren Mädchen, wer von ihnen geneigt sei, aus Liebe zu Gott sich der Pflege der Pockenkranken zu widmen. Bevor noch eine derselben antworten konnte, drängte sich Mobeka herbei, flehend rufend: „O, bitte Mutter, nimm mich dazu. Ich kann dadurch dem lieben Gott Dankbarkeit beweisen, daß er mich aus so großem Elend errettete und mir den Weg in euer Haus zeigte!“ Die Schwester war froh, eine so bereitwillige Gehilfin gefunden zu haben, und so gingen nun täglich beide zusammen zur Pflege der Kranken. Mobeka war so eifrig und zuverlässig, daß man, als die Krankheit nachließ, ihr die Besorgung der Kranken allein anvertrauen konnte.

Nach und nach wurde das Haus leer. Die Epidemie hörte auf; manche waren gestorben und im Urwald begraben, die Genesenden wurden entlassen und dann das Haus angezündet, weil es ja für andere Kranke nicht mehr zu gebrauchen war. Aber Mobeka hatte sich als Krankenpflegerin so erprobt, daß die Krankenschwester sie gern zur Hilfe ins Hospital der Schlafkranken nehmen wollte, und das Negermädchen nahm auch dieses mit der größten Begeisterung an. In ihrem Herzen lebte nur Dankbarkeit, innigste Dankbarkeit gegen Gott und die guten Schwestern; jede Gelegenheit, diese zu bekunden, nahm sie wahr. Das Hospital der Schlafkranken war wohl 20 Minuten von der Mission entfernt. Es war dort ein kleines Negerdorf gewesen, dessen Einwohner meist von der Seuche hinweggerafft waren; die Abrißgebliebenen hatten das Dorf verlassen und die Hütten gegen eine Vergütung den Patres zur Verfügung gestellt, welche nun diejenigen, die in der Mission von dieser unheilbaren Krankheit befallen wurden, dorthin brachten, um die andern vor Ansteckung soviel wie möglich zu schützen; ein schmaler Pfad durch den Urwald führte dorthin. Die Schwester, welche mit der Pflege der Kranken betraut war, mußte eine Begleiterin haben, auch für das Heben und Umbetten der Kranken war Hilfe nötig. So war Mobekas Bereitwilligkeit, zu helfen, höchst willkommen. Allerdings mußte das Mädchen gewärtig sein, die so gefürchtete Krankheit auch zu bekommen; denn die Ansteckung erfolgt bekanntlich durch

den Stich der Tse-tse-Fliegen, welche in der Nähe dieser Kranken immer zu finden sind. Auch ist die Hilfeleistung sehr gefährlich, da von dem Ausfluß, der bei den Kranken aus Nase, Mund und Ohren kommt, leicht etwas in eine etwa an der Hand der Pflegerin befindliche Wunde geraten kann.



Schwarze Christenfinder, Ost-Afrika

Die Schwester machte Mobeka darauf aufmerksam, daß sie ihr eigenes Leben aufs Spiel setze, indem sie diesen Kranken diene. Doch die opferwillige Negerin antwortete dann jedesmal: „Tut ihr dies denn nicht auch? Mir liegt nicht viel daran, wenn ich sterbe, wenn ich nur getauft werde; denn dann hoffe ich, meine gute Mutter wiederzufinden.“

Es läßt sich denken, daß Mobeka auch eine eifrige Schülerin im Religionsunterricht war; ja, es war ihr mit dem Unter-

richt nicht genug, sondern sie hatte nun auf dem Hin- und Herwege zum Hospital die schönste Gelegenheit, die Schwester um dieses und jenes zu fragen, das sie nicht verstanden hatte. Die Schwester antwortete ihr mit größter Freude, und so wurden diese Wege zum Krankenhaus allmählich zum Lernen des Katechismus benützt; denn immer näher rückte die Zeit heran, wo Mobeka das ungefähr zweijährige Katechumenat beendigt hatte. Dann fand allgemeine Prüfung statt, und wer diese gut bestand, wurde zur heiligen Taufe zugelassen. Mobeka wollte zu denen gehören, die im Katechismus ein „gut“ erhielten und so ging Tag für Tag die Bitte: „Schwester, hör doch wieder die Fragen aus dem Katechismus ab!“, bis sie alles ohne Stocken hersagen konnte.

Einst wurde zum Hospital eine Frau aus einem benachbarten Dorfe gebracht, welche vom langen Liegen eine entsetzliche Wunde erhalten hatte. Die Schenkelknochen lagen fast bloß, so waren die Muskeln weggesaut, und die Maden fielen nur so heraus, als man die Arme brachte. Der Priester hatte sie so elend im Heidendorf gefunden, sie gleich auf den Namen „Maria“ getauft und ins Hospital befördern lassen. Wie es gewöhnlich geschieht, wenn bei Schlafkranken solche Wunden vorkommen, war auch bei dieser Frau der Verstand zurückgekehrt und vom Schlafen wegen der großen Schmerzen wenig Rede mehr. Lange Wochen litt die Arme. Die Schwester hatte täglich die Wunde zu reinigen und zu verbinden, und Mobeka leistete ihr dabei Hilfe. Die Kranke litt mit großer Geduld; der Gedanke, daß sie bald in den schönen Himmel komme, womit die Schwester sie tröstete, gab ihr immer neue Kraft. Eines Tages sagte die Schwester zu Mobeka, als sie gerade mit Pflegen der Wunde beschäftigt waren: „Schau einmal, Mobeka, wie glücklich diese Frau ist. Sie ist getauft: die kleinen Fehler, welche noch an ihr haften, werden getilgt durch dieses Leiden; wenn sie stirbt, kommt sie sofort in den Himmel, während wir andern erst noch im Fegfeuer büßen müssen.“ Das Negermädchen schaute die Schwester groß an und sagte: „Schwester, ist das wahr? Dann wünsche ich mir vor meinem Tode auch solch eine Wunde!“ Dieser Wunsch kam ihr von ganzem Herzen, und wir werden später sehen, wie der liebe Gott ihn wirklich erfüllte.

Der Prüfungstag für die heilige Taufe kam heran und Mobeka wurde, weil sie so fleißig und brav war, auch dafür ausersehen. O welche Freude! Wie langsam verstrich die Zeit, bis endlich der heilige Karfreitag anbrach, der für die Auspendung des heiligen Sakraments bestimmt war. Endlich kam der glückliche Morgen. Mobeka, wie die andern Mädchen mit weißem Stoff bekleidet, den Kopf geschoren, trat zum Taufbrunnen und erhielt den Namen Xaveria. Als sie nach Hause

zurückkam, sah man die reinste Seligkeit aus ihrem Angesicht strahlen. Am Nachmittag machten die Täuflinge, wie es Sitte war, mit der Schwester einen kleinen Spaziergang. Man ging in den weißen Kleidern zum benachbarten Heidendorf, kaufte dort Zuckerrohr und ließ sich dieses auf dem Heimwege recht munden. Es geschah dieses sowohl, um den Kindern eine Freude zu bereiten, als auch, um die Heiden anzulocken. Bei dieser Gelegenheit sagte Xaveria zur Schwester: „O wie selig ist es, ein Kind Gottes zu sein. Ja, heute möchte ich gern sterben!“ Doch der liebe Gott hatte ihr, obgleich er sie nur wenige Jahre nach der heiligen Taufe abrufen wollte, eine herrliche Krone bestimmt, welche sie sich erst verdienen mußte.

Xaveria war nach der heiligen Taufe Krankenpflegerin wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß noch größerer Eifer wahrzunehmen war. Als sie ihre erste Beicht zu verrichten hatte, kam sie nach dem Vorbereitungsunterricht zur Schwester und sagte: „Schwester, was soll ich tun? Ich finde noch nichts Böses. Ich habe nicht geflucht, mich auch nicht gezankt mit andern und meine Gebete immer gebetet.“ Die Schwester sagte ihr, nur zum Beichtstuhl hinzutreten und dem Priester das zu sagen, was sie ihr gesagt; dieser werde ihr dann schon helfen. Immer näher kam nun auch der Tag der ersten heiligen Kommunion. Den älteren unter den Täuflingen wurde, wenn sie recht eifrig waren, schon ein halbes Jahr später, am Feste Mariä-Himmelfahrt dieses Glück zuteil. So brach für Xaveria ein zweiter großer Festtag an, ein Tag wahrer Wonne. Morgens um 8 Uhr war das feierliche Hochamt, in welchem die Erstkommunikanten den lieben Heiland empfangen; danach eine Prozession durch das Dorf, bei welcher ein großes Bild der lieben Mutter Gottes, eine Nachbildung des berühmten Antwerpener Gnadenbildes, umhergetragen wurde. Die Erstkommunikanten, in weißen Kleidern mit blauen Schleifen, durften in unmittelbarer Nähe des Allerheiligsten mit brennenden Kerzen gehen. Das waren selige Stunden! Xaveria Mobeka war nun über 18 Jahre alt. Sie war bekannt als ein braves, dienstfertiges Mädchen und eine fleißige Arbeiterin. Einer der Missionszöglinge, ein Maurer, hatte sein Auge auf sie geworfen und fragte beim hochwürdigen Pater Superior an, ob er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er das Mädchen zu seiner Braut wähle. Mobeka war alt genug, recht gesund und in allem tüchtig, und der Pater setzte das Mädchen von dem Vorhaben des jungen Mannes in Kenntnis. Xaveria war mit allem einverstanden, was ihr seitens der Patres oder Schwestern vorgeschlagen wurde; sie verlobte sich mit dem Maurer und mußte nun, wie es Sitte auf der Mission ist, beginnen, ein eigenes Stück Feld zu bebauen. Es wird nämlich den Verlobten vom Pater Superior eine Fläche Land

gegeben, und vor der Hochzeit müssen von der Braut Bananen, Mais, Maniok und Süßkartoffeln gepflanzt werden, damit die jungen Eheleute gleich etwas Eigenes haben. Die Männer sind vor der Hochzeit damit beschäftigt, sich im Christendorf aus Lehm ein nettes Häuschen zu bauen, welches gewöhnlich zwei Räume im Innern und einen offenen Borderraum enthält, der zum Arbeiten und zum Essen dient. Meistens werden mehrere Paare zur Hochzeit ausgesucht, und es ist dann im Dorf ein reges Leben, um dicke Bäume aus dem Urwald als Pfähle herbeizuschaffen, Lehm zu verarbeiten, Palmblätter für die Dächer zu falten usw. Bald war das Häuschen fertig. Der Maurer setzte seinen Stolz darein, es schön weiß zu tünchen und sogar mit einem blauen Rand zu verzieren, weil er in diesen Arbeiten bewandert war. Dann wurde ein Kreuzifix mit einigen Heiligenbildern aufgehängt, ein nett gehobeltes Brett auf einem Pfosten befestigt, welches als Tisch diente und sogar zwei hölzerne Stühlchen hergestellt, während in dem Schlafzimmer ein Bambusbett mit einem roten Moskitonez und einigen Wolldecken angebracht wurde. Das Haus, ein wahrer Palast für ein Negerpaar, war fertig, es wartete nur auf seine Bewohner. Im Frühjahr 1903 wurde die Hochzeit gefeiert, und nach der heiligen Messe nahm Xaveria mit vielen Danksagungen Abschied von den Schwestern und von ihrem alten Heim, in welchem sie über drei Jahre so glücklich gelebt hatte, und zog ins Dörfchen St. Joseph. In einem großen Tragkorb auf dem Rücken trug sie das Heiratsgut, das sie ihrem Manne mitbrachte, nämlich einige Stücke Stoff, eine Wolldecke, einige neue Kochtöpfe, zwei Teller mit Löffel und Messer, einige Heiligenbilder, einige Stück Seife, eine Flasche Palmöl, eine Flasche Salz, ein Päckchen Reis und noch andere Kleinigkeiten. Der Mann hatte eine verschließbare Kiste mitgebracht, in welcher sein eigenes Gut und das der jungen Frau sorgsam geborgen wurde. Er war sehr wohlhabend nach Ansicht der Dorfbewohner; denn er hatte schon einige Jahre dem Staat als Maurer gedient und sich dabei ein nettes Paket Geld erspart. (Das Geld bestand in damaliger Zeit noch aus Kupferdraht, welcher wie eine große Haarnadel gebogen wurde.) Ja, er besaß sogar einen weißen Sonntagsanzug, einen Hut, ein Paar weiße Schuhe und schwarze Strümpfe und ein rotes Taschentuch, welches natürlich nie gebraucht wurde, sondern nur hübsch aus der Tasche hervorschaute; auch ein Regenschirm war schon in seinem Besitz. Beide lebten einige Monate recht glücklich zusammen, und den Schwestern war es immer eine Freude, beim Besuch des Dörfchens das reinliche Häuschen zu betreten; sie hatten Xaveria nur ungern scheiden sehen.

Aber auf einmal fing die junge Frau zu klagen an über Kopf- und Ohrenschmerzen. Täglich erschien sie morgens zur

Zeit, wo die Medizin ausgeteilt wurde, bei den Schwestern, aber kein Mittelchen wollte helfen; auch ein leichtes Fieber stellte sich ein. Den Schwestern stieg bald der Gedanke auf: Sollte Xaveria vielleicht von der Schlafkrankheit angesteckt sein bei ihrem treuen Pflegen dieser armen Kranken? Doch sie sagten Xaveria nichts von dieser Befürchtung, bis sie endlich eines Tages weinend herankam und zur Schwester sagte: „Ach, ich weiß ja, was mir fehlt; ich bekomme die Schlafsucht. Ich fühle, daß sich mein Übel Tag für Tag verschlimmert; sobald die Sonne höher steigt, bemächtigt sich meiner der Schlaf, und ich kann nicht mehr kochen und schaffen wie früher. O, für mich allein frage ich nichts danach, aber mein Mann hat es schon bemerkt. Wenn er nach Hause kommt, ist so manches Mal kein Essen fertig; er weckt mich dann auf und fragt, was doch eigentlich mit mir sei. O was soll ich doch beginnen?“ Die Schwestern trösteten sie und suchten ihr den Gedanken noch auszureden, aber es stellten sich immer mehr Kennzeichen dieser Krankheit ein. Da kam Xaveria einstmals wieder und sagte: „Ach, nehmt mich doch um Gotteswillen zu euren Kranken; mein Mann fürchtet sich vor mir. Er betritt das Haus nicht mehr, wenn er von der Arbeit kommt. Seine Liebe zu mir hat ganz aufgehört; o nehmt mich zu den Kranken auf, damit mein Mann nicht angesteckt wird.“ Die Schwestern versprachen ihr, mit dem hochwürdigen Pater Superior die Sache überlegen zu wollen. Der Pater hielt es auch für besser, sie aus dem Dorfe zu entfernen, und so nahm die Schwester sie eines Tages mit zum Hospital. Aber jetzt ging es nicht zu dem bekannten Plätzchen von früher; man hatte nämlich die Schlafkranken auf Wunsch des Kommissars noch weiter entfernen müssen, da die Seuche immer mehr zunahm. Eine halbe Stunde von Bamania entfernt lag eine kleine Insel im Ruki; auf dieser waren mehrere Häuser für Aufnahme der Kranken erbaut; zehn Minuten davon auf derselben Insel, lag ein nettes Häuschen, welches einem Neger übergeben wurde, der die Pflicht hatte, morgens früh und abends spät nach den Kranken zu schauen, das nötige Wasser und Brennholz herbeizuschaffen usw. — Die Krankenschwester fuhr des Morgens mit einem kleinen Boot zur Insel, das von zwei Mädchen gelenkt wurde, und nahm gekochtes Essen, Medicinen, Verbandzeug und andere Sachen mit. Dahin mußte also auch Xaveria gebracht werden. Sie ging in Begleitung derselben Schwester, mit welcher sie früher immer ihre Krankenbesuche gemacht hatte. Es war ein trauriger Tag! Der Schwester schnitt's durchs Herz, daß sie diese treue Pflegerin nun zu dem Orte der Verlassenheit bringen mußte, ohne ein Mittelchen zu ihrer Heilung zur Hand zu haben. Xaveria selbst war wohl sehr ernst gestimmt, aber doch ganz ergeben in Gottes heiligen Willen.

Auf dem Flusse blickte sie zurück nach der lieben Mission, wo sie so glücklich gewesen, nach dem trauten Kirchlein, in dem sie so große Gnaden empfangen hatte. Doch Gott hatte dieses Leiden geschickt, was er tut, ist das Beste. Das waren ihre Gedanken. Das Boot landete an der Insel, und nun gings in den Urwald hinein, um nimmer wiederzukehren. Xaveria bekam ihren Platz in einem Hause, worin noch wenige Kranke untergebracht waren. Wochenlang konnte sie noch ziemlich umhergehen, noch etwas arbeiten, und sie versah nun wieder ihr liebes Plätzchen. Sie half getreulich der Schwester, und wenn sie gegen Mittag heimkehrte, so schaute sie in den Häusern nach, ob irgendwo Bedürfnisse waren, denen sie abhelfen konnte. Aber allmählich verschlimmerte sich ihr Zustand; das Gehen wurde mühsamer, ein arges Zittern bemächtigte sich ihrer immer mehr, und die Schläfrigkeit nahm stets zu. Ihr Mann hatte sie nur lieb gehabt, so lange sie frisch und gesund war. Jetzt in ihrem Glende zeigte sich sein wahrer Charakter. Während andere Verwandte ihren Angehörigen auf der Insel ab und zu eine kleine Freude machten durch Zusenden einer Lieblingsspeise (Fisch, Salz, Fleisch usw.), erhielt Xaveria niemals etwas. Aber keine Klage wegen dieser Treulosigkeit kam über ihre Lippen. Als die Schwester einst fragte: „Hat Dir Dein Mann denn noch gar niemals etwas geschickt?“ erwiderte sie: „O Du weißt doch, daß er so viel Arbeit hat und noch dazu jetzt für seinen eigenen Haushalt sorgen muß, daß er wirklich keine Zeit hat.“ Xaveria mußte nun beständig liegen. Zu ihrer Freude wurde einmal ein Knabe von etwa zwölf Jahren zur Insel gebracht, welcher sich als ein entfernter Verwandter zu erkennen gab und sich sehr um Xaveria annahm. So hatte sie doch etwas Trost und Beistand, wenn die Schwester nicht dort war. Eines Tages, als die Schwester die Kranke umbettete, bemerkte sie zu ihrem Leid, daß sie vom Liegen eine kleine Wunde hatte. Sofort war sie eifrig bemüht, allerlei Mittelchen anzuwenden, um etwas Schlimmeres zu verhüten; aber trotz aller Sorge verschlimmerte sich diese Wunde mit jedem Tage. Der Körper war eben ganz durchseucht, und alles zog nun auf die Wunde hin. Nicht lange, und die Muskeln fingen an wegzufaulen; Mobeka litt Tag und Nacht die größte Pein; von Schlaf war wenig Rede mehr. Da erinnerte sich die Schwester daran, daß Xaveria zwei Jahre vorher mit ihr die arme Maria gepflegt und sich selbst eine solche Wunde gewünscht hatte, und sie sagte eines Tages zu ihr: „Xaveria, weißt Du noch, was Du einst sagtest beim Versorgen der kranken Frau? Da hast Du gewünscht, auch ein solches Leiden zu haben, um nach dem Tode sofort in den Himmel eingehen zu können. Sieh, Gott hat Deinen Wunsch erfüllt; Du darfst hoffen, Dein Fegfeuer ganz auf Erden abzubüßen und wirst noch dazu eine

herrliche Krone im Himmel erhalten; denn Deine Krankheit ist ja nur die Folge Deiner Aufopferung für die Kranken.“ Xaveria aber antwortete mit strahlenden Augen: „O Mutter, meine Wunde ist mir lieb. Ja, ich habe schon oft daran gedacht, daß Gott mir dies Leiden schickt, weil er mich bald in den schönen Himmel haben will. Da werde ich dann für euch alle beten.“

Nicht lange mehr, und Xaveria mußte mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werden, welche sie mit vollem Bewußtsein und mit rührender Andacht empfing. Sie lag nun, ganz zum Skelett abgezehrt, noch einige Wochen da. Die Schwester war täglich mehr gerührt über ihre Geduld und Freude, mit der sie ihrer Auflösung entgegen sah. Stets, wenn sie zu ihr kam, empfahl sie ihr, im Himmel doch die Mission, die Wohltäter in Europa und ihre schwarzen Brüder nicht zu vergessen, und Xaveria nickte immer ein freudiges „Ja“. Eines Morgens jedoch kam ihr schon der kleine Knabe mit Tränen in den Augen entgegengeläufig und sprach: „Xaveria ist diese Nacht ganz still für immer eingeschlafen.“ Es war so. O wie friedlich lag sie da, ein Lächeln in den kalten Zügen. Die Schwester schloß ihr die Augen und bettete sie mit Hilfe des dort wohnenden Negers auf dem dicht nebenliegenden Friedhof zur Ruhe. Da liegt Xaveria, mitten im Urwald und erwartet die herrlichste Auferstehung und den ewigen Lohn, denn sie starb als „Märtyrin der Nächstenliebe“.

K

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bielefeld Mk. 21.—, Margareta, Altenbeken Mk. 21.—, Maria, Essen-West Mk. 21.—, Theresia vom Kinde Jesu, Dortmund Mk. 21.—, Helene, Scheidegg Mk. 21.—, Donatus, Wetten Mk. 21.—, Maria, Diefflen Mk. 21.—, Maria, N. N. Mk. 21.—, Elisabeth Apollonia, Pachten Mk. 21.—, Peter Michael, Bochum Mk. 21.—, Franz von Sales, Neidingen, gesammelt von der Gemeinde Mk. 21.— zu Ehren ihres heiligen Kirchenpatrons, Antonius von Padua, Neidingen zum Dank für Erhörung in einem großen Anliegen Mk. 21.—, Joseph.

Für die Mission: Güsten Mk. 50.—, Merten Mk. 5.—, Solngriesbach Mk. 5.—, Neidingen von mehreren Wohltätern in ihren Anliegen Mk. 10.—.

Für Missionszwecke: Köln-Worringen Mk. 2.50.

Almosen: Elgermühle Mk. 2.50, für die Ausstattung eines schwarzen Erstkommunionkinds in Bennhausen Mk. 30.—.

Für die Missionschule: Oberholz Mk. 5.—, Neidingen zu Ehren der heiligen Familie Mk. 20.—.

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, denn die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Diesen Wunsch äußerte einst der liebe Heiland seinen Jüngern gegenüber und in ihnen

auch uns; wird er darum nicht doppelt jene segnen, die durch ihr Scherflein mithelfen, daß auch ärmere junge Mädchen, die so gern ihre Kräfte und Talente in den Dienst der Mission stellen wollen, ihr erhabenes Ziel erreichen?

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott; es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Gebetserhörungen

Vielen Dank der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in der Not. L. J. Euchenheim.

Maria, Hilfe der Christen, heiliger Alonsius und heiliger Joseph, Dank für Hilfe beim Studium. M. K., Dortmund.

N. N. Sende hiermit Mk. 21.— für ein Heidenkind, Richard. Dem göttlichen Herzen Jesu, dem heiligen Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Erlangung einer Lebensstellung. L

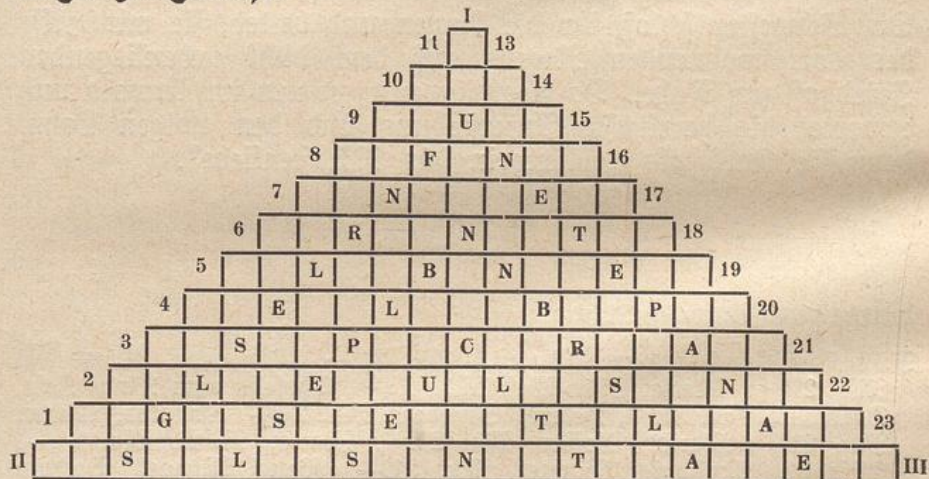
Veröffentlichung war versprochen.

Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, dem heiligen Vater Joseph und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu innigen Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Veröffentlichung war versprochen.

N. N., Altenbeken.

Ergänzungsrätsel



- | | | |
|------------------------|------------------------|---------------------|
| 1. Mittlaut. | 9. Blume. | 17. Zweifach. |
| 2. Umstandswort. | 10. Leckerbissen. | 18. Mädchenname. |
| 3. Artikel. | 11. Bekanntmachung. | 19. Großes Gestirn. |
| 4. Sehorgan. | 12. Blume. | 20. Großer Raum. |
| 5. Heilmittel. | 13. Komponist. | 21. Deutscher Baum. |
| 6. Stachelige Pflanze. | 14. Südländ. Baum. | 22. Augenblick. |
| 7. Waldtierchen. | 15. Belehrung. | 23. Selbstlaut. |
| 8. Agypt. Säugetier. | 16. Ordensreformatrin. | |

In der Reihenfolge I—II—III gelesen ergeben die Anfangsbuchstaben dieser Worte einen bekannten Spruch.

Auflösung des Silbenrätsels

1. Gesims, 2. Duvertüre, 3. Tunnel, 4. Tadel, 5. Barbara, 6. Elefant, 7. Zobel, 8. Allah. Gott bezahlt alles.